



The Miami Herald

Auszug aus dem Libanon

hegen höchstens 8,5 Prozent der Galiläer bereits konkrete Pläne, sich südwärts abzusetzen. Das entspricht ungefähr den Abwanderungszahlen der Jahre vor dem Unternehmen „Frieden für Galiläa“. Menachem Amit, ein Psychiater in Kirjat Schmone, meint: „Wenn's drauf ankam, sind immer nur wenige wirklich weggezogen.“

Sogar das schlimm heimgesuchte Avivim haben seit der Dorfgründung 1958 nur vier Familien verlassen. Zwei davon sind später wieder zurückgekommen. „Schließlich sind wir hier zu Hause“, erinnert Jaakov Avigar, Sekretär der Siedlung.

Inzwischen stellt sich Israel auf neue Terrorangriffe aus dem Libanon ein. Zwar bestehe keine Absicht, eine „Maginot-Linie“ (so Schlomo Butbul, Bürgermeister von Maalot) oder gar „eine Chinesische Mauer“ (so ein hoher Armeeoffizier) an der Grenze zu errichten. Dennoch wurden umfangreiche Befestigungsarbeiten begonnen, eine Investition von 23 Millionen Dollar, knapp 200 000 Dollar für jeden der 117 Kilometer langen Grenze.

Viele der schweren Lastwagen, die Betonblöcke, Bunker, Stacheldrahtverhaue, Späh- und Wachtürme aus dem Libanon heimholen, laden an der Grenze ab. Ein dichtes Netz von elektronischen Zäunen, spanischen Reitern, Grenzgittern und Minenfeldern soll künftig Eindringlinge abhalten.

Eine „Lev Maarachot“-Gesellschaft hat außerdem ein hochgezüchtetes elektromagnetisches Warnsystem für eine fast vollkommene Absicherung der Grenzsiedlungen entwickelt. Sogar die Organisatoren der Olympischen Spiele

von Seoul haben Interesse an dem System angemeldet.

Nicht weniger bedenklich als die Terrorgefahr stimmt die wirtschaftliche Lage mancher Grenzsiedlung. „Wirtschaftlicher Wohlstand ist das Rückgrat jeder Standfestigkeit“, mahnte der sozialistische Knesset-Abgeordnete Elasar Granot. Bessere Straßen und Wohnungen, mehr Telephone und eine intensivere kulturelle Tätigkeit würden helfen, schwere Tage zu bestehen.

Aber auf dem kargen Boden der Berglandschaft von Galiläa ist die Landwirtschaft – meistens Hühnerfarmen und Obstplantagen – selten rentabel. Zugleich fehlen Investitionen für moderne Industrieunternehmen. „Raketen-Angriffe und wirtschaftlicher Rückstand dazu, das ist zuviel“, glaubt der aus dem Militärdienst im Libanon nach Avivim zurückgekehrte Schimon Biton.

Die Jerusalemer Regierung bildete einen Sonderausschuß, der sich, unter dem Vorsitz von Premier Peres, um die Nordsiedlungen kümmern soll. Millioneninvestitionen, darunter elf Millionen Dollar für die Etablierung von drei zusätzlichen Grenzdörfern sind geplant. Aber solche Pläne bleiben oft Papier.

Letztlich könne doch nur eine präventive Vorwärtsverteidigung, Operationen jenseits der Grenze, den Frieden für Galiläa sichern, meinen viele Grenzbewohner. Jossi Goldberg in Metualla ahnt bereits: „Vielleicht werden wir in Zukunft nochmals bis zum Awwali-Fluß vorstoßen müssen.“

Neue Waffengänge im Südlibanon sind, so scheint es, bereits programmiert, bevor der alte Krieg zu Ende ist.

ENGLAND

Verdammte Schande

Die königliche Familie im Kreuzfeuer der Boulevardpresse: Sie hatte die Nazi-Verwandtschaft einer eingekerkerten deutschen Prinzessin verschleiert.

Perverser Sex, ein prominenter Nazi und ein finsternes Geheimnis in der Nähe des Throns – die Affäre war prädestiniert zum Aufschlagsschlag für die Boulevardblätter. Dennoch wurde der Scoop zum Flop, noch bevor er sich voll entfalten konnte.

Dienstag früh war Londons „Daily Mirror“ mit der Meldung herausgekommen, der Vater der Prinzessin Michael of Kent, geborene Marie-Christine von Reibnitz, sei ein einflußreicher deutscher Nationalsozialist gewesen, beteiligt auch an der Zeugung von Rasse-Ariern in der Organisation „Lebensborn“.

Der Schwiegervater des Cousins der Königin ein SS-Zuchtbulle, das war der größtente Skandal, seit Prinz Charles um ein Haar seinen Hauslehrer umgebracht hätte, als er ihn bei Schloß Balmoral in einen Teich warf.

Auf Seite zwei faßte der „Mirror“ seinen ganzen Schmerz in einer mit Hakenkreuz und SS-Runen versehenen Überschrift zusammen: „Diese verdammte Schande“. Der „Daily Express“ wurde grundsätzlich: „Die königliche Familie war immer schon sehr weich mit den Deutschen.“

Am Tatbestand gab's nichts zu deuteln. Günther-Hubertus Freiherr von Reibnitz, 1982 gestorben, war 1933 als Untersturmführer in die SS eingetreten (Mitgliedsnummer 66 010) und hatte es bis zum Obersturmbannführer (vergleichbarer Rang: Major) gebracht.

Schlimm genug, aber es gab keinerlei Hinweis auf die „schreckliche Vergangenheit“, die das größte unter den britischen Massenblättern, die „Sun“, hinter dem Fall vermutete. Auch die Spekulation, der Freiherr habe als „männlicher Superhengst“ BDM-Mädchen vernascht oder gar bei der Selektion von KZ-Insassen mitgewirkt, war nicht belegt.

Die Prinzessin blieb nach Hofes Art zunächst gelassen. Als jedoch auch die seriöse Hauptstadtspresse den Fall aufgriff, präsentierte sie sich im Frühstücksfernsehen auf einem orangefarbenen Sofa der Nation, um zu versichern, sie empfinde die Angelegenheit als „äußerst unvergnügend“.

In der zweiten Wochenhälfte begann die Enthüllung auch für die Enthüller unvergnügend zu werden.

Es kam heraus, daß der „Mirror“ nur die Hälfte der Wahrheit gedruckt hatte, obwohl ihm auch die zweite Hälfte zugänglich gewesen war: Freiherr von Reibnitz war – wie Prinz Christoph von Hessen, der Schwager von Prinz Philip

– einer jener „SS-Ehrenführer“ gewesen, die Reichsführer Heinrich Himmler aus Adelskreisen rekrutiert hatte, um seinen Totenkopforden im reichsdeutschen Establishment gesellschaftsfähig zu machen. Mit dem Lebensborn war er nicht in Berührung gekommen.

Der Freiherr hat, soweit es sich überprüfen läßt, auch nie eine SS-Uniform getragen. Er marschierte zwar als Hauptmann der Wehrmacht im September 1939 mit Hitlers Truppen gen Osten, wurde aber schon kurz darauf in die schlesische Etappe zurückgeschickt, wo er die Jahre bis zum Zusammenbruch als Gaujägermeister verbrachte.

1944 wurde er aus der SS ausgestoßen – offenbar unter dem Verdacht, mit den Männern des 20. Juli zu sympathisieren. Bei der Entnazifizierung wurde er als „nicht belastet“ eingestuft.

Der „Mirror“-Verdacht, Reibnitz habe indirekt seine Schuld eingestanden, indem er 1978 auf die Teilnahme an der Vermählung der Tochter verzichtete, war nicht zu verifizieren. Im Gegenteil: Der Hof legte Hochzeitsphotos vor, auf denen außer Prinz Charles und anderen Buckingham-Nobilitäten auch Freiherr von Reibnitz zu sehen war.

Der erstaunlichste Entlastungsangriff kam vom linken Labour-Flügel. Einer seiner Wortführer, der Abgeordnete Eric Heffer, rief im Unterhaus unter Beifall: „Ich werde die Prinzessin nie treffen. Ich will sie auch nicht treffen, ich glaube, daß ihre Einstellung allem entgegensteht, woran ich glaube. Aber niemand kann für seine Eltern verantwortlich gemacht werden.“ Die Berichte des Labour-nahen „Mirror“ fand der Labour-Mann „absolut schandbar“.

Die hochgewachsene deutsche – überdies auch noch katholische und geschiedene – Prinzessin hatte in Großbritannien noch nie eine gute Presse. Sie gilt als „teutonisch-arrogant“ und ist für britische Vorstellungen von Weiblichkeit zu groß, zu blond und zu geschäftstüchtig.

Da die Kents keine Apanage beziehen, müssen sie sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Sie arbeitet als Vortragsrednerin, als Buchautorin und als Reiseführerin. Er muß als Angestellter jeden Morgen ins Büro.

Vor allem verübelt die Klatschjournalle den Kents ihre Schnorrerallüren: Die Prinzessin bevorzugt Schneider und Friseure, die sie aus Werbegründen kostenlos bedienen. Prinz Charles nennt die eingeeiratete Verwandte spöttisch „die Mietprinzessin“, weil sie – gegen Spesenerstattung – bei offiziellen Anlässen stets bereitwillig einspringt, wo die Windsors verhindert sind. „Mein Mann und ich“, bekannte die Prinzessin scherzhaft, „gehen gern überall hin, wo es was umsonst zu essen gibt.“

Die Windsors sind an dem Debakel nicht ganz schuldlos: Ohne zielstrebige

Verschleierung hätte die Herkunft der Prinzessin nicht zur Skandalstory werden können. Auch die Queen wußte womöglich seit Jahren Bescheid. Denn der Hof hatte das Vorleben von Marie-Christine von Reibnitz überprüfen lassen, nachdem sie das erste Rendezvous mit dem Prinzen gehabt hatte. „Es war ein offenes Geheimnis, das Hunderte von Leuten kannten“, sagt Harold Brooks-Baker, Verlagsdirektor des Gotha-Pendants „Burk's Peerage“.

Brooks-Baker glaubt, daß die Windsors ihre Kenntnis verdrängten, weil sie „noch immer nervös auf ihre deutschen

Verbindungslinien reagieren“. Eine deutsche Abstammung sei für die königliche Familie – bis 1917 noch „Haus Sachsen-Coburg und Gotha“ – „eine nervenzerfetzende Sache“, weil die Leute noch immer nicht gelernt hätten, zwischen Deutschen und Nazis zu unterscheiden.

Die britischen Massenmedien haben wenig getan, das Unterscheidungsvermögen des Publikums zu schärfen. Für den konservativen Abgeordneten John Norman St. John-Stevas ist die ganze Affäre nichts als ein „unfairer Rachefeldzug“.



Prinz und Prinzessin von Kent, Kinder: „Unfairer Rachefeldzug“



Brautvater von Reibnitz (r.): „Nicht belastet“

* Auf der Hochzeit seiner Tochter, mit Gräfin Maria Anna Szapary und Prinzessin Alexandra.